

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 51 (1968)
Heft: 2

Artikel: Theoathanatologie?
Autor: Omikron
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man hat Cicero immer wieder Feigheit vorgeworfen. Dass dies nicht zutrifft, bewies er bei seinem Tode, dem er wie ein echter Philosoph entgegensah. Als er hörte, dass ihn die Mörder einholten, befahl er, die Sänfte abzustellen. Nach alter Gewohnheit hielt er seine linke Hand an das Kinn und bot seinen Mördern den Hals dar. Cicero war 64 Jahre alt. Auf Geheiss des Marcus Antonius hieben ihm die Mörder das Haupt und beide Hände ab und brachten diese Trophäen nach Rom, wo sie auf der Rostra, der Rednertribüne auf dem Forum Romanum, aufgesteckt wurden, von der herab so viele Reden Ciceros gedonnert hatten. Antonius stiess einen Freudenschrei aus, als man ihm die Nachricht von Ciceros Tode brachte, und zahlte den Mördern den zehnfachen Preis aus, während Fulvia, seine entmenschte Gattin, den Schädel Ciceros verhöhnt und angespien und die Zunge mit ihren Haarnadeln durchstochen haben soll, was bei dieser Megäre durchaus glaubhaft ist.

Doch Cicero war nicht tot! Sein Geist befruchtete die Nachwelt auf das vielfältigste. Er, der durch seinen glanzvollen Stil die lateinische Sprache überhaupt erst ausgebildet und zu künstlerischer Vollendung geführt hatte, sollte noch viele Generationen Römer bis zu Boethius beeinflussen. Als Vermittler der griechisch-römischen Kultur wirkt er aber bis heute unvermindert fort. Hier liegt die wahre und einzige Bedeutung Ciceros: in seinem schriftstellerischen Werk! Hätte ein Cäsar nie gelebt, wäre dies in kultureller Hinsicht ohne grosse Bedeutung für die Welt gewesen, bei Cicero indessen wäre es ein unersetzlicher Verlust. Lediglich gewissen Historikern des vorigen Jahrhunderts, allen voran Mommsen, blieb es vorbehalten, Cicero in den Dreck zu ziehen. Doch ist heute die kulturhistorische Bedeutung Ciceros, die ihn zu einem der grossen Erzieher der Menschheit macht, unbestritten.

Cicero hinterliess zahlreiche Werke, die seine Reden, wissenschaftliche Schriften über Rhetorik und Philosophie sowie seinen umfangreichen Briefwechsel umfassen. Besonders in seinen Reden, die als literarische Meisterwerke zu gelten haben, erweist er sich als brillanter Stilist, wodurch er die lateinische Sprache auf ihren Höhepunkt führte. In «De oratore, Brutus, orator» (Rhetorische Schriften) behandelt er die römische Rhetorik und de-

ren Ziele. Obgleich Cicero selbst kein eigentlicher Denker war, suchte er doch in seinen philosophischen Werken wie «De officiis» (Die Pflichten), «De finibus bonorum et malorum» (Das grösste Gut und das grösste Uebel), «De republica» (Die beste Staatsform), «Laelius de amicitia» (Die Freundschaft), «Cato maior de senectute» (Das Alter) und «Tusculanae disputationes» (Tusculanische Gespräche) die späte griechische Philosophie den Römern in volkstümlicher Weise zu übermitteln. Auch in seinen Briefen, zumal in denen an seinen Freund Atticus, zeigt sich Cicero durchaus als grosser Mensch. Werner Ohnemus

Theoathanologie ?

Du meine Güte – was kann wohl mit diesem Fremdwort-Ungetüm gemeint sein? Rücken wir Anfang und Ende des Wortes zusammen und streichen die Mitte aus, so ergibt sich das Wort Theologie – und die kennen wir. In die Mitte dieser «Theologie» wird da also das Wort «Thanatos» hineingestellt, das ist das griechische Wort für Tod. Damit stehen wir schon vor des Rätsels Lösung – es geht also hier wieder einmal um den «Tod Gottes», genauer: Es geht um die in den USA von einer Gruppe protestantischer Theologen vertretene Lehre, dass der Gott der Christen verstorben und tot sei, dass es also gelte, auf neuem Grund, aber diesmal ohne Gott, einen neuen Christenglauben aufzubauen, welcher der heutigen Lage besser gerecht werde als die alte Lehre vom alttestamentlichen Gott Jehova.

Unser Leser weiss da etwas Bescheid; wir haben früher schon von ihr gesprochen, von dieser eigenartigen Bewegung, die sich im Inneren der protestantischen Theologie, aber doch vor aller Augen, vollzieht. Nun hat also diese Bewegung unterdessen auch schon einen wissenschaftlich klingenden Namen erhalten.

Zu dieser «Gott-ist-tot»-Bewegung hat nun kürzlich in Bern die 3. Jahresversammlung der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft sich ausgesprochen; das Thema war die Gottesfrage ganz allgemein, aber da konnte es ja heute wirklich nicht fehlen, dass von der Theoathanologie eingehend gesprochen wurde. Den Bericht über diese Tagung finden wir in den «Bas-

ler Nachrichten» vom 22. November 1967. Es steht einiges darin, was zunächst befremdet; wir sehen uns daher genötigt, kurz darauf zurückzukommen.

Befremdet und erstaunt ist zunächst einmal der Berichterstatter selber; er wundert sich darüber, dass eine theologische Jahresversammlung, beschickt von drei Landeskirchen, dieses Thema öffentlich zur Diskussion stellt, und schreibt zur Einleitung seines Berichtes: «Die Existenz Gottes ist heute erneut ein Problem. Nicht Theologie, sondern Atheologie ist jetzt modern. Gott ist nicht mehr aktuell. Es ist so weit: ‚Unser Geschlecht opfert Gott dem Nichts‘ (Nietzsche). Selbst Christen bringen es drei Generationen nach Karl Barth fertig, den Tod Gottes als theologisches Programm auf ihre wehenden Fahnen zu schreiben: Theoathanologie – so lautet nun die Parole.»

Befremdlich ist auch die conclusio unseres Berichterstatters. Er gibt einen Ueberblick über die wesentlichen der dort gehaltenen Vorträge, auch über die sich anschliessende Diskussion, und stellt zum Schluss fest: Der Kongress hat die Gottesfrage offen gelassen; sie sollte und konnte überhaupt nicht gelöst werden. «Hat nicht die Theologie in der Vergangenheit allzusehr und selbstsicher nach allen Seiten hin geantwortet? Hat sie nicht endlich bescheidener zu werden?»

Auf diese beiden letzten Fragen müssten wir Weltkinder von heute mit einem entschiedenen «Doch Doch!» antworten. Und da wir nun gerade das Wort haben, seien uns noch einige Bemerkungen zum Ganzen, zum Thema dieser theologischen Jahresversammlung und zum Bericht, gestattet:

1. Mit der Gottesfrage des Christenglaubens ist es tatsächlich heute recht schlimm bestellt. Je tiefer man sich in diese Schwierigkeiten hineinwagt, desto mehr wachsen Konfusion und Unsicherheit. Auch die Jahresversammlung in Bern wird das am Schluss ihrer Auseinandersetzung eingesehen haben. Dass sie trotz dieser Schwierigkeiten und Gefahren die offene Debatte gewagt hat, sei ihr hoch angerechnet. Dass sie die Gottesfrage nicht zu beantworten vermochte, verstehen gerade wir sehr gut. Der Kongress wie auch die Berichterstattung in den «BN» sind uns ein wertvoller

Test, eine wertvolle Bestätigung für die von uns wiederholt schon dargestellte Unsicherheit der Kirchen in ihren fundamentalen Positionen. Für Test und Bestätigung haben wir der Programmleitung sogar zu danken.

2. In der Gottesfrage bleiben wir natürlich nicht da stehen, wo die Theologen in Bern stehen geblieben sind. Wir hätten auf die andrängenden Fragen eine Antwort gewusst und hätten sie auch klar und bestimmt ausgesprochen: Es gibt weder einen lebenden, noch einen sterbenden, noch auch einen gestorbenen und toten Gott – aus dem einfachen Grund, weil es überhaupt keinen Gott gibt. Wie nahe aber kommen heute die Theologen an diese blanke Negation heran! Wie kühl und distanziert sprechen sie schon über das mögliche Ende ihres Gottes! Frühere und noch gläubige Jahrhunderte wussten sich stark genug, ihren Gott zu verteidigen; die Apologetik war im Ganzen der Theologie hoch angesehen und wurde fleissig geübt. Von diesem apologetischen Glaubenseifer aber war in Bern nichts mehr zu hören und nichts mehr zu spüren.

3. Es ist doch eigenartig! Gott selbst also ist gestorben und entschwunden; am Wort, am Bild und Begriff Gottes aber, daran halten die wackeren Gottesmänner unbedingt fest. Bis zur Ellenbogenberührung haben sie sich der Negation, dem Atheismus, angenähert, vor der Negation aber haben sie eine Heidenangst; da setzen sie sich zur Wehr. Alles nehmen sie heute in Kauf – der Mensch darf mit Gott hadern wie Hiob; er darf Gott zur Rechenschaft ziehen für unerfüllte Wünsche; er darf über Gott, besonders über dessen Allmacht, witzeln und spötteln; er darf über das langsame Hinserbeln, über den Abgang Gottes mit Tod diskutieren – aber nur eines darf er nicht: Er darf nicht glauben und auch nicht öffentlich verkünden, dass dieser Gott überhaupt nie existiert hat und auch heute nicht existiert; dass er ein Wunschgebilde und ein Phantasieprodukt des Menschen ist, wie alle anderen Gottheiten auch. Und doch ist diese saubere und ehrliche Negation für das Ansehen des Gottesbildes, gegenüber den anderen heute sonst erlaubten Herabsetzungen, eine viel vornehmere und würdigere Lösung der Gottesfrage. In der sauberen Negation Gottes liegt mehr Respekt

vor dem Gottesbild als in dem heute beliebten langsamen Abwürgen dieses Gottes.

4. Was sagen eigentlich die Frommen unserer Tage zu der Feststellung: Es hat sich also ergeben, dass Gott selbst, der Gegenstand, der Ursprung, der tragende Grund des Christenglaubens, durchaus unsicher und brüchig geworden ist. Trotzdem wird die kommende Generation immer noch in der Lehre festgehalten, dass der Christengott das sicherste und zuverlässigste Fundament aller Lebensführung und

aller Weisheit, dass Gott und Gottesglaube letzte und entscheidende Wahrheit sei. Es muss doch einmal der Tag der Einsicht kommen, einmal muss die Frage akut und bedrückend werden: Wie können wir diesen Widerspruch vor unserem Menschengewissen heute noch verantworten, heute noch rechtfertigen? Gross, durchdringend und fragend ruht das Auge der noch christlichen und der bereits nicht mehr christlichen Menschheit auf den Herren Theologen – was werden sie auf diese Frage antworten? Omikron

Eine Anmerkung zu Karl Jaspers

Das Buch «Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung» von Karl Jaspers (München 1962) ist eine in mancher Hinsicht förderliche Kritik der Offenbarungsreligion. Zwei besonders einleuchtende Stellen sind folgende:

«Gott will es' ist unzählige Male zur Selbstrechtfertigung des Bösen geworden. Es ist selber schon böse, weil niemand Gottes Willen kennt und das vermeintliche Kennen, im Kleinen wie im Grossen, unendliches Unheil zur Folge hat.» (S. 312.)

«Was sie (die Philosophie) als erstes und letztes will, ist Wahrheit, und, da niemand sie besitzt, die Forderung der Wahrhaftigkeit.» (S. 471.)

Verwundert aber liest man neben diesen und ähnlichen Sätzen, wie Jaspers sich über die Bibel so äussert, als könne sie weiterhin massgebende religiöse Wegleitung bieten. Zwar will er sie nicht als eigentliche Offenbarungsurkunde gelten lassen, meint jedoch, der biblische Glaube könne sich wandeln, eine dem heutigen Menschen angemessene Form annehmen, sich in jener «schwebenden Sprache» der Transzendenz ausdrücken, die er Sprache der Chiffren nennt. Auch die Kirchen, deren üble Vergangenheit er zutreffend kennzeichnet, meint er dadurch retten zu können. Sie bleiben, schreibt er, «nur dann überzeugend, wenn sie diese Verwandlung aus der Tiefe biblischen Ernstes vollziehen und wenn dieser in ihnen, die Gehäuse ihrer Dogmen und Institutionen einschmelzend, gegenwärtige Sprache gewinnt». (S. 478)

Seltsame Illusion eines sonst in vielen Beziehungen hell-sichtigen Denkers!

Die Bibel hat doch ihren Ernst ganz und gar darin, dass sie eben das sagt, was nach Jaspers niemand zu sagen befugt ist: Gott will es! Gott will, dass der Mensch nicht vom Baum der Erkenntnis esse (1. Mos. 2, 17). Gott will, dass alle Nachkommen Abrahams beschnitten werden (1. Mos. 17, 13). Gott will, dass der Mensch nicht töte (2. Mos. 20, 13), will aber auch, dass Israel die Bevölkerung des eroberten Kanaan ausrotte (5. Mos. 20, 16–18). Gott will, dass sein Volk die mehr als sechshundert Gesetze der Thora befolge. Gott will Nächstenliebe (3. Mos. 19, 18; Matth. 22, 39), will aber auch, dass man eigene Angehörige töte, wenn sie andere Götter anbeten (5. Mos. 13, 6–11). Gott will, dass seine Auserwählten durch den Glauben an Jesus Christus selig, die Ungläubigen verdammt werden (Joh. 3, 36) usw. Die Sprache der Bibel hat ihr unleugbar grossartiges Pathos aus nichts anderem als der vermeintlichen Kenntnis des Gotteswillens. Es ist die Sprache des anscheinend jedem Zweifel entrückten Wahrheitsbesitzes, unvereinbar mit Jaspers' Forderung der philosophischen Wahrhaftigkeit. Die geschichtliche Folge solcher Sprache war «unendliches Unheil». Aber Jaspers scheint dessen Ursache bloss in sekundären jüdischen und christlichen Fanatismen sehen zu wollen, nicht im primären, biblischen.

Die Bibel, behauptet Jaspers, sei reich wie das Leben selber und voller Widersprüche; unvereinbare geistige Mächte, Lebensanschauungen, Weisen der Lebenspraxis träfen sich in diesem Buch der Bücher (S. 494 f.). Dabei übersieht er die eine grosse Ausnah-